

Der Aletschwald

Autor(en): **Eugster, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **214 (1935)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374965>

Nutzungsbedingungen

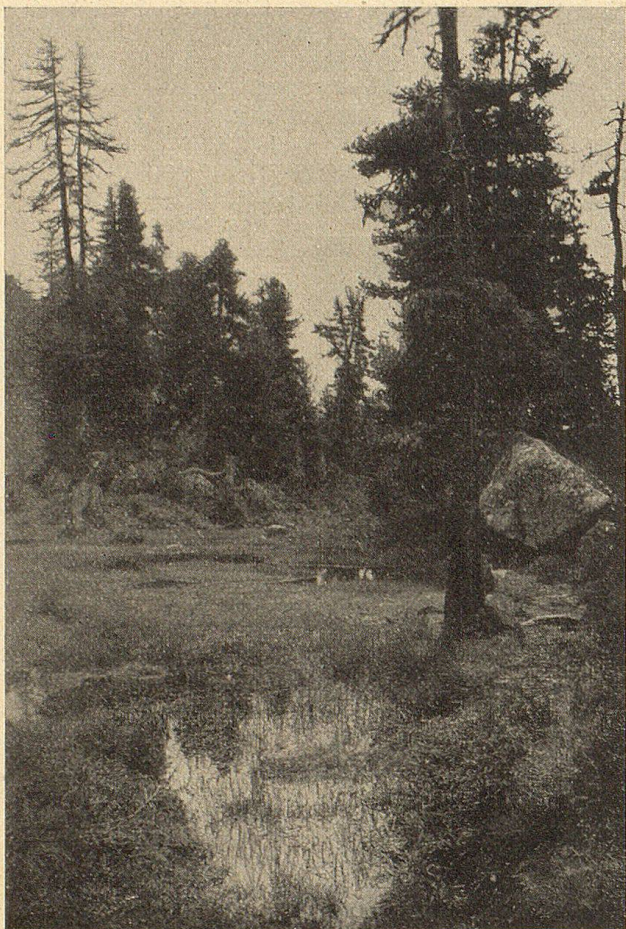
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Mletschwald.

Von Oberförster E. Eugster, Brig.



Partie aus dem Mletschwald.

In verschiedenen Zeitungen sind Artikel über den Mletschwald erschienen und es wurde mir gegenüber der Wunsch geäußert, an dieser Stelle einige Einzelheiten über das neue Reservat des Schweiz. Bundes für Naturschutz zu erzählen.

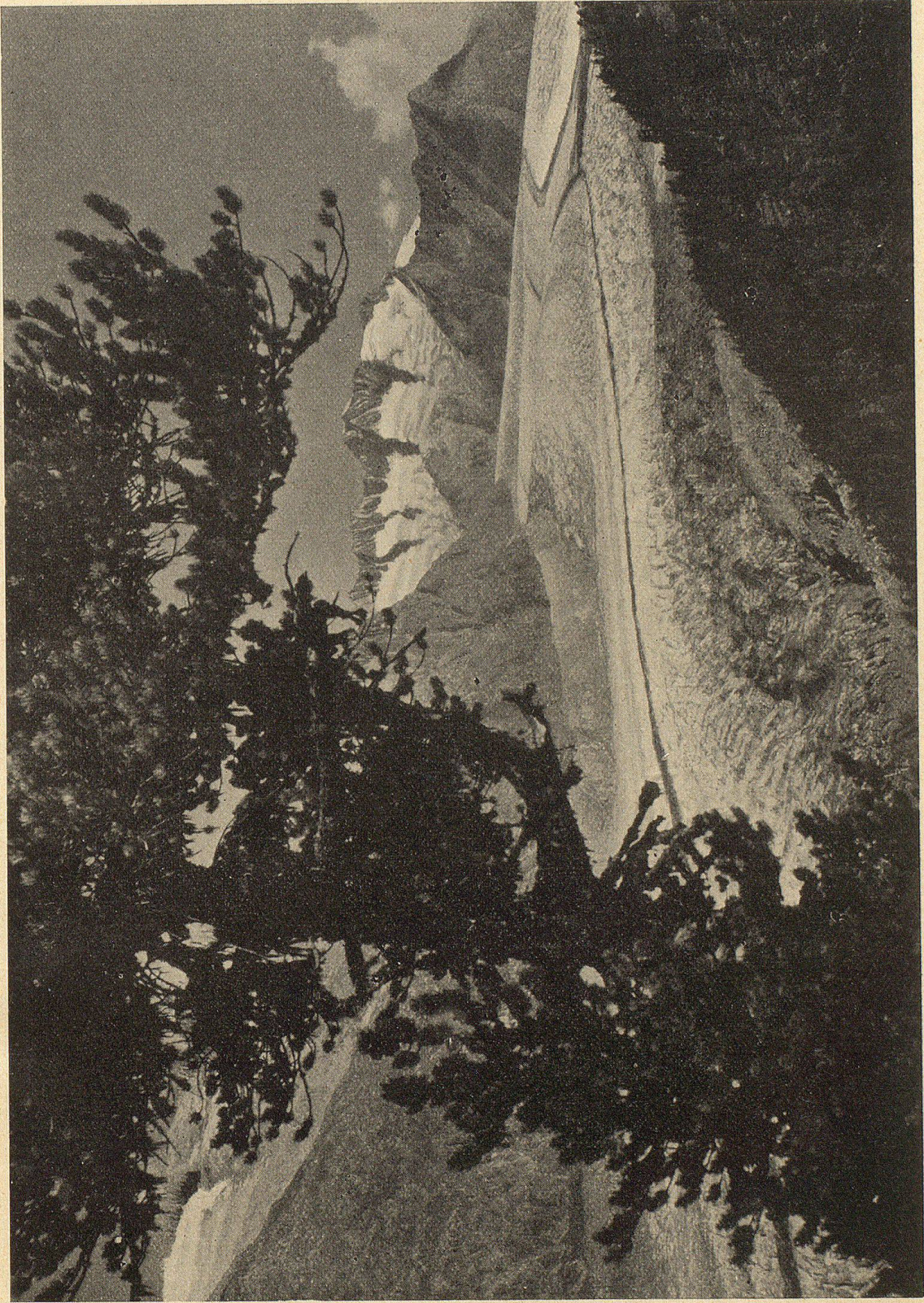
Wir Appenzeller sind in der Heimat meist an mehr oder weniger gleichaltrige, gleichförmige Tannenwälder gewöhnt, an Waldbilder, die durch den Menschen wesentlich beeinflusst worden sind. So treffen wir Flächen an, auf denen sich nur Altholz befindet, daneben ausgesprochene mittelalte Bestände oder Jungwuchsflächen. Ferner kahlgeschlagene Flächen, die wieder aufgeforstet werden.

Ein ganz anderes Bild zeigen die urwaldähnlichen Gebirgswälder. Von alters her wurden keine oder nur einzelne Bäume geschlagen, sodaß auf der gleichen Fläche alle Altersstufen vertreten sind. Die Entwicklung ist ganz der Natur überlassen worden, so auch im Mletschwald. Vom herrlichen Panorama der Walliser

Hochgebirgswelt umgeben, zieht sich der Mletschwald auf den Nordabhängen der Eggishornausläufer dahin. Unterhalb des Waldes dehnt sich das mächtige Eismeer des Mletschgletschers aus.

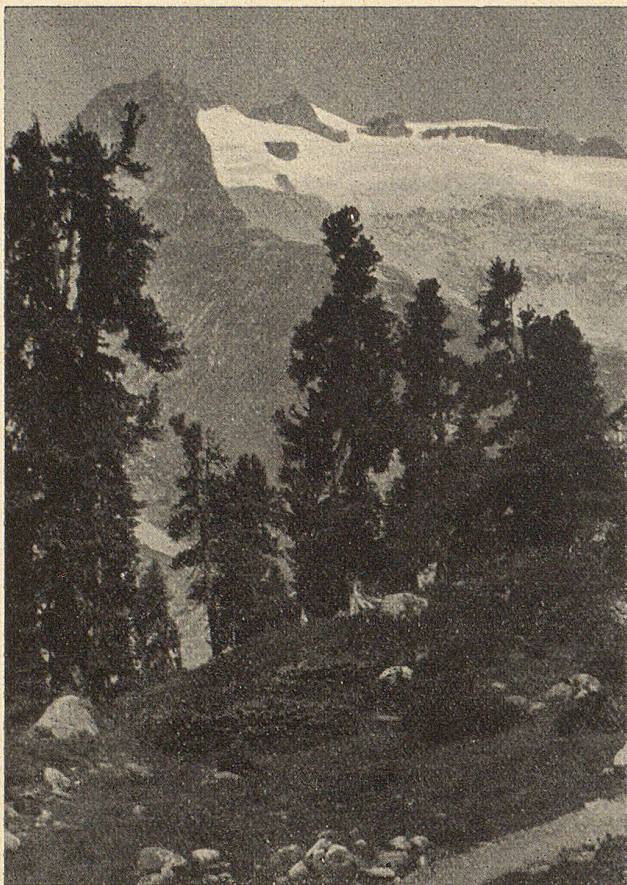
Auf 2300 Meter, zwischen Steinblöcken und flachgründigen Wiesen, kämpfen die höchstgelegenen Arven für ihr Fortkommen. Als zerzaute, verstümmelte Helden trogen sie allen Stürmen. Zahlreiche Bäume, die zum Großteil abgedorrt sind, und bei denen nur noch in einzelnen grünen Nestern etwas Leben pulsiert, kämpfen noch jahrzehntelang ums Dasein weiter. Ein Beispiel ungeheurer Zähigkeit und Ausdauer. Ein Blick zum Gletscher hinab zeigt uns da, wo der Wald und der eisige Strom aufeinanderstoßen, eine ähnliche Zone des Kampfes auf Leben und Tod. Die kalte Gletscherluft bewirkt ein raubhes Klima, ähnlich jenem auf dem exponierten Grat. Mit dem Weichen des Gletschers drängt der Wald schrittweise nach. Auf dem steinigen Moränenschutt siedelt sich nach und nach eine reiche Gesellschaft niederer Pflanzen an. Die ersten Pioniere der Vegetation sind Moose und Flechten. Bald kommen aber auch schon Weiden, Erlen und Birken auf. Durch den Laubabfall bildet sich eine fruchtbare Humusschicht, auf der sich dann die Lärchen und Arven entwickeln können.

Schreiten wir ins Innere des Waldes, so kann sich unser Auge kaum sattsehen an all den mannigfachen Naturschönheiten. Bald wandern wir über zartberaste Wiesenstreifen, besät von bunten Alpenblumen, bald über nackte Steinhalden. Plötzlich gelangen wir an schroffe Felsabfälle, die oft von großen Spalten durchsetzt sind und sich da und dort zu eigentlichen Höhlen ausweiten. Ein Dorado für Füchle und Marder. Aus engen Felsritzen quellen mächtige Arven- und Lärchenwurzeln hervor. Auf zehn und mehr Meter schmiegen sie sich den nackten Felsen an und suchen nach der spärlichen Nahrung. Jede kleine Ritze ist von feinen Saugwürzeln ausgenützt. Einige Schritte weiter breitet sich zwischen zwei Felsbändern, ganz unerwartet, eine flache Mulde aus. Das Schmelzwasser hat sich hier zu einem idyllischen kleinen See gestaut, der von einem Teppich weißer, flaumiger Wollgräser umgeben ist. Märchenhaft spiegeln sich die knorrigen Formen der verküppelten, dunklen Arven darin. Neben dem Seelein liegt schon seit vielen Jahren ein alter Baumriese, der den heftigen Stürmen nicht mehr standhalten konnte und mit den Wurzeln umgeworfen wurde. Langsam verfault das zähe Bergholz. Die dünnen Äste sind wirr ineinander verschlungen, sodaß man kaum mehr erkennen



Altschglacher- und Ziescherhörner vom Allschwald aus.

(Phot. Gaberell, Thalwil.)



kann, wo die Krone und wo das Wurzelwerk ist. Dicht neben dem Weg begegnen wir einer schiefen Urve. Der Schnee vermochte sie nicht ganz umzulegen, da sich ein kräftiger Seitenast in die Erde bohrte. Im Laufe der Jahrzehnte hat sich der Ast zu einem kräftigen Stamm entwickelt, der nun zusammen mit dem Hauptstamm die seltene Form einer zweistämmigen Urve bildet. Ähnlichen Baumformen begegnen wir auf Schritt und Tritt. Fragend stehen wir oft vor ihnen und suchen umsonst nach einer Erklärung.

Auf unserem Streifzug durch den Wald kommen wir oft nur mühsam durch das Dickicht der Alpenrosen und Heidelbeerstauden vorwärts. Meterhoch überwuchern sie Felsplatten und verfaulende Bäume. Vorsichtig mit den Füßen tastend müssen wir gehen, um nicht plötzlich zwischen Steinblöcken strauchelnd in ein Loch zu versinken.

Eine Pracht die Farben, das prächtige Rot der Alpenrosen mit dem Gelbgrün der Lärchen und dem düsteren Schwarzgrün der Arven! Aus der Tiefe leuchtet der helle Gletscher mit seinen blauen Spalten und Schründen zwischen den dunklen Baumsilhouetten herauf. Auf der anderen Talseite wechseln saftgrüne Alpweiden mit Schneeflecken. Zu oberst glänzen die blendend weißen Spitzen der Eispitzen, sich scharf

im tiefblauen Gewölbe des Walliserhimmels abhebend. Die Farben, die durch die Walliserluft ihren eigenen Duft bekommen, gepaart mit dem würzigen Duft der reichen Alpenflora, steigern den Reiz des Waldes.

So mannigfaltig die Naturwunder des Mletschwaldes sind, so reich ist die Gegend auch an Sagen. Warum sollte auch nicht das poetische Altertum im Innern des mächtigen Eistromes Feenschlößer mit Kristallfälen gesehen haben, wo Eisköniginnen mit ihren Gletscherjungfrauen die absolute Herrschaft über das riesige Gletscherreich hatten? Es ist auch gar nicht verwunderlich, daß das mit frommer Poesie inspirierte Walliservolk die Seelen der Toten mit dem geheimnisvollen Gletscher in Beziehung bringt. Das Tosen und Murmeln der Gletscherbäche, das Säuseln der Lärchen und Arven hören sich an wie menschliche Stimmen. So erzählt die Sage, daß regelmäßig um Mitternacht eine endlose Reihe von weißen Gestalten die Mittelmoräne des Gletschers herunterkomme. Es ist der Gratzug, eine große Schar armer Seelen, die dazu verdammt ist, ewig und rastlos zu wandern. Für ihre Sünden büßend, ziehen sie betend, singend, murmelnd und wehklagend daher, um bald wie ein Traum im Dunkel der Massaschlucht zu verschwinden.

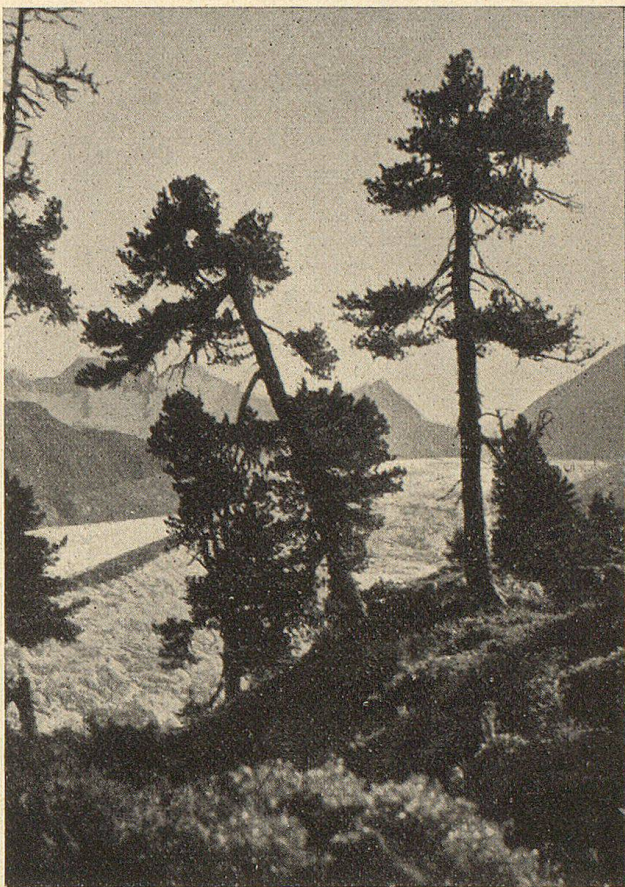
Um diese einzigsschöne, sagenumwobene Gegend in ihrer Ursprünglichkeit zu erhalten, hat sich der Schweiz. Bund für Naturschutz mit aller Kraft eingesetzt. Das neugeschaffene Reservat umfaßt mehr als 200 Hektaren, wovon annähernd 80 Hektaren eigentlicher Wald sind. Dank der großen Entfernung und der schlechten Holzabfuhrverhältnisse nach der Alp und dem Dorfe Ried-Mörel waren die Holznutzungen gering. Das Holz mußte zuerst meist mühsam an einen Saumweg getragen werden. Dann war auch das Säumen und Schleifen auf der großen Strecke bis zur Grathöhe hinauf sehr beschwerlich. Trotz der geringen Ausbeutung ging der Wald doch langsam zurück. Das Wachstum auf 2000 Meter über Meer ist außerordentlich gering. Die Vegetationsperiode beschränkt sich auf die zwei bis drei vollständig schneefreien Sommermonate. Es ist deshalb auch erklärlich, daß über 400jährige Lärchen und Arven nur 60 cm dick sind. Auffallend ist im Mletschwald das starke Vorkommen der alten Bäume gegenüber dem Jungwuchs. Darin liegt auch die Hauptursache für das Zurückgehen des Waldes, daß der Jungwuchs fehlt. Unter dem dichten Alpenrosen- und Heidelbeergestrüpp haben die Arven und Lärchen große Mühe aufzukommen. Ein Großteil der Samen kann in dem dichten Moospolster nicht keimen. Die wenigen Pflanzen, die sich auf fruchtbarem Boden entwickeln konnten, wurden vom Vieh zertreten oder abgefressen. In den letzten Jahren weideten annähernd 180 Stück Großvieh im Walde. Besonders schädlich wirkten die Ziegen, welche

es mit Vorliebe auf die Lärchenspitzen abgesehen hatten und die jungen Triebe als Lederbissen verzehrten. Trotzdem die Zeit des Weidganges auf die kurze Sommerszeit beschränkt war, genügte dies doch, die Entwicklung der jungen Bäume vollständig zu verunmöglichen. Obwohl die Bürger von Ried-Mörel, die Eigentümer des Mletschwaldes, die nachteiligen Wirkungen des Weidganges einsahen, konnten sie sich nicht entschließen, den Wald in Bann zu legen und auf die geringe Holznutzung vollständig zu verzichten.

Der Schweiz. Naturschutzbund schlug der Gemeinde vor, auf seine Kosten und mit Hilfe von Kanton und Bund auf der an den Mletschwald grenzenden Riederalp umfangreiche Mpperbesserungen durchzuführen. Auf diese Art wäre der Weideausfall im Mletschwald reichlich ersetzt worden. Um den Holzausfall zu decken, war eine Weganlage in bis jetzt unausbeutbare Waldpartien vorgesehen. Auch diese Anlage hätte die Gemeinde nichts gekostet. Die Bergbevölkerung konnte sich jedoch nicht für die vorteilhafte und zweckmäßige Neuerung entschließen und hielt zäh am Alten fest. Nach langen mühevollen Verhandlungen gelang es aber doch, die Gemeindeversammlung zu bewegen, auf die Holznutzung und die Weidrechte im Mletschwald zu verzichten, jedoch gegen eine hohe Barentschädigung.

Die Gemeinde Ried-Mörel gehört auch zu jenen wasserarmen Walliserdörfern, deren größte Sorge die Wasserleitung ist. Das Wasser, mit dem die Wiesen und Acker vom Frühling bis in den Herbst bewässert werden müssen, wird stundenweit in einer offenen Leitung aus der Massaschlucht unterhalb des Mletschwaldes hergeführt. Diese Wasserfuhr, von den Einheimischen die „Riederi“ genannt, besteht auf größeren Strecken aus Holzkanälen, die in schwindligen Höhen, an senkrechten Felswänden entlangführen. Jedes Jahr kostet diese Wasserfuhr die Bevölkerung großen Unterhalt und gar oft auch Menschenleben. Wenn im Sommer die Leitung plötzlich durch Steinschlag oder Unterspülung beschädigt wird, oder wie der Einheimische sagt „bricht“, muß die Reparatur sofort ausgeführt werden. Bleiben die sonnigen Halben ohne Wasser, so versengt die glühende Walliser Sonne Wiesen und Acker binnen weniger Tage. Die ganze Ernte ist vernichtet.

Von einer benachbarten Wasserleitung wird erzählt, daß bei den jährlichen Ausbesserungen so viele Männer ums Leben kamen, daß es in der Gemeinde zwölf Witwen gab. Eine reiche Familie warf ihr ganzes Vermögen hin zum Unterhalt der Wasserleitung, worauf sie vollkommen verarmte. Im Mletschwald finden wir heute noch Spuren der früheren Wasserleitung, der „Oberriederin“. Da diese aber zu viele Menschenopfer forderte, wollte und konnte schließlich niemand mehr den Unterhalt besor-



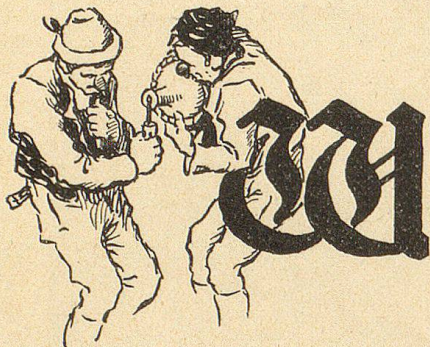
gen. Man sah sich gezwungen, entweder auszuwandern oder eine neue, tiefer gelegene Leitung anzulegen. Es wurde die „Riederi“ gebaut.

Im Laufe der Jahrhunderte sind trotz großer Verbesserungen die Verhältnisse unhaltbar geworden. Im Winter muß die Wasserleitung abgestellt werden. Die einzelnen Quellen oberhalb des Dorfes sind so gering, daß in den letzten Wintern alles Wasser in Zubern aufgefangen werden mußte, damit es für Haushalt und Vieh ausreichte. Wäre einmal Feuer ausgebrochen, so hätte man, ohne Wasser, wehrlos zusehen müssen. Mit Bundessubvention wird der Gebirgsbevölkerung sehr stark geholfen, um bestehende Wasserleitungen auszubauen oder neue anzulegen. Den Gemeinden bleiben aber immer noch beträchtliche, oft unbestreitbare Auslagen, die sie nicht auf sich nehmen können. Der Betrag, den der Schweiz. Bund für Naturschutz der Gemeinde Ried für die Bannlegung des Mletschwaldes bezahlt, ist nun ein willkommener Beitrag an die Wasserversorgung. Durch diese Hilfe wird es nun möglich, an die Verwirklichung eines lange ersehnten Projektes denken zu können. Die Ausführung wird über eine halbe Million Franken kosten. Mit Ungeduld wartet die Gemeinde auf die Erleichterung ihrer Not. Eine Lösung der schwierigen

Frage sieht die Wasserfassung unterhalb des Aletschgletschers mit Durchstich des Riederhorns in einem Stollen vor. Auf diese Weise wären Sommer und Winter mehrere Gemeinden mit genügend Wasser versehen. Auch der gefährvolle Unterhalt wäre beseitigt. Durch den ungefähr zwei Kilometer langen Tunnel könnte zudem das Holz aus abgelegenen Waldpartien mühelos geflöszt werden.

Damit der Schweiz. Bund für Naturschutz seinen großen finanziellen Verpflichtungen gegenüber der Gemeinde Ried nachkommen kann, bedarf er noch mehr als bis anhin der Mithilfe opferwilliger Naturfreunde.

Dankbar müssen alle Kenner des Aletschwaldes, wie die Leute von Ried sein, daß der Aletschwald für vorderhand hundert Jahre in vollständigen Schutz genommen und vor dem Untergang bewahrt ist. Gleichzeitig wird auch eine arme Berggemeinde der größten Sorge enthoben. Mit der Schaffung des Reservates ist sowohl die ganze Pflanzen-, wie auch die Tierwelt unter vollständigen Schutz gestellt. Durch die ständige Wildhut wird es gelingen, im Aletschwald, neben der jetzt schon vorhandenen reichen Vogelwelt, in kurzer Zeit auch das Hochwild wieder dauernd einzubürgern.



Es guets Geschäftli.

Humoreske von Traugott Meyer, Muttenz.

ie dir iez do gsait heit, lnt d'Hauptfach vo nere Zytig über im Strich. Oberstande! Aber nit vergässe, au u n d e r i m Strich findet me mängisch öppis, wo über im Strich stoht, oder wenn der weit: öppis, wo öppisem z'gnch gheht. Mit die erzlange Gschichte mend i! Deini schleipe jo im beste Fall bis an es grads Münevierzgi so ne „Fortsetzung folgt“ wie ne leere Lumpesammlerwage hindenoh, anstatt einisch e währschafte Schlusstrich z'underlegge. Näi, was i mende, sy die chlynere Sächeli, 's merst harmlosi, wenn der weit, aber wäge däm nit we niger chorn- und chärnhaltig und sicher eesiger as so drümol usgwermts Allerwältsgschöch. I ha ämmel letschi eis von dene Dingsli gläse, wo eusim Blatt alli Ehr macht, wenn iez au nüt vo Liebi und „si hei enander“ ezättera drinne stoht. „Es guets Geschäftli“ het's glaub i gheisse. Mag si eine bsinne? Nit? No will ech's hurtig uftische. Dir syt jo alles wie geichti Geschäftslüt und wärdet umso lieber öppis „vom Fach“ ghöre.

Also do sy einisch zwe Burschte gsi, Fründe, oder Kamerate, oder wie me däm Ding will säge ... e Hans und e Heini. Die hei si zsämeglo, hei jo quasi e chlyni Aktiegellschaft gründet, wie me das hütigtags jo vill macht, aß men in euser glückmagere Zyt einewäg no uff e grüne Aft chunnt. Frylig, Chlühbis ich nit grad z'hüfemys do gsi, bloß, wo si jo rächt in alle Täschen und Secke nohluengen und vürechnüble, git's doch no so gege zweudoked Fränkli ane.

Tez mit dene Fränkli sy si derno i d'Stadt gangen und hei afo försehlen und rote, was me chömt chause dermit. Will cha's nit sy ... deis hei sy ngseh, aber wäge däm der Chambe nit lo lampe, im Begeteil. „Emängege het zsäge mit nüt agfangen und ich iez e ryche Ma“, het der Hans gsait. Und der Heini het understriche: „Me mueß numme mit öppis afo,

wo zieht; lauft d'War us, lauft Gält y!“ „Lauft d'War us, lauft Gält y“, het der Hans wie für sie sälber druf gee und afo Schlöffer boue, eis größer und schöner as 's ander. Z'gluchlige der Heini. Däwäg sy si es Zytli wyter gloffe, ohni es Wort z'verliere, jedwäden i sym Traumen und Schlöfferbouen inn, jedwäden scho d'Scher i der Hand für Gupong abzhaue.

Do vermachet der Hans und sait: „Du, Heini! Aber wie wei mer afo?“ Und der Heini fährt uf und macht: „Jäso. Jo. He, mit ere War, wo d'ringlächtig a Ma bringisch.“

„Das weer?“

„Jä, das weer?“

Nu, noh nere Gehr chöme die zwe übereis, e Chorbiläse mit Schnaps z'chause. Schnaps ich öppis, wo lauft, ich nit z'tür ... also 's rächt. Frylig, dermit ich 's Gält furt gsi bis ... jo bis an e Zweubäzler. Dä het der Hans aber i's Schiletäschli gsteckt, het d'Chorbiläse gno und ich dermit und mit sym Mitaktionär heizue.

Tez wo si ase zer Stadt us chöme, do fot der Hans a brummlen und sait: „Du, wien i gspür, weer iez jo nes Glesli nit übel. Das teet sterke.“ Und der Heini, wo bis do ane leer het chöme goh, git druf: „Was dänksch au! War ich doch öppis heiligs, syg's iez deren oder anderi!“

„Mira,“ macht der Hans, „heilig oder nit heilig, es Glesli teet guet. Und zuedäm verchause mir jo 's Glesli für vier Bage, wie mer abgmacht hei, eus chunnt's aber nummen uff zwe. Tez mend i ebe: du chönntsch mer doch eis zem Achaufsprys ablo, oder nit?“

„Jäso däwäg!“ sait der Heini, „also denn ...“ zieht sy's Mastuech vüre, lyret's schön süßerlig useinander ... und het es eberächts Schnapsglesli i der Hand. Der Hans füllt's, sezt a, verdräht d'Augen echty ... und 's Glesli ich leer.

Druf het der Hans sym Kumpan der Zweubäzler gee, gsait: „Do ... und iez chaisch du das Wärlt träge.“ Und der Heini het sy's ring verdient Gältli